

Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1907. * № 8.

Ihre Rache.

Novelle von **Emma Merk.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war inzwischen herbstlich geworden. Die Berge lagen von dichten Nebeln umhüllt. Schönbaums rüsteten sich zur Rückkehr in die Stadt.

„Was hast du nur, Eugenie?“ fragte der Vater wiederholt. „Bist du krank? Du siehst so schlecht aus, und ich höre dich fast nie mehr lachen.“

Sie schüttelte den Kopf. Ach, wenn sie hätte krank sein dürfen, stillliegen, die Augen schließen! Wie eine Befriedigung wäre es ihr gewesen. Aber das Weh, an dem sie litt, mußte sie ja verbergen vor allen Menschen, mußte ihre täglichen kleinen Pflichten erfüllen, Geduld haben mit den Brüdern und sich zu den Mahlzeiten niedersetzen, obwohl sie sich kaum einen Bissen über die Lippen quälen konnte.

Nur in der einsamen Nacht hatte sie das Recht, sich ihrem wilden Jammer zu überlassen, zu stöhnen und zu toben vor eifersüchtigen Qualen, die Hände zu ringen in ihrer namenlosen Empörung gegen das Schicksal. Aber selbst dann mußte sie ihr Schluchzen, den Schmerzensschrei ihres armen Herzens unter den Kissen ersticken.

Es war ein kühler Abschied unter einem düsteren, regenschweren Himmel. Diese hohen Berge, die sie so zauberhaft schön gefunden in ihrer kurzen Glücksstimmung, die sie so begeistert geliebt hatte, wie grausam sie ihr nun erschienen; wie leer und kalt ihr die Welt geworden war!

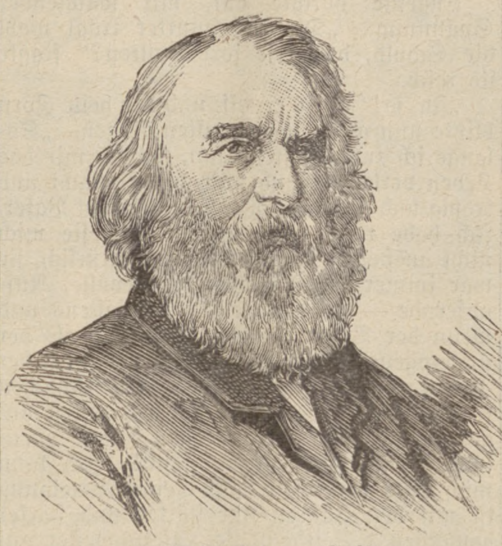
Als sie einige Wochen in der Stadt geweilt hatte, da kam der Schluß ihres traurigen kleinen Sommerromans: Professor Reichenbach zeigte seine Verlobung an mit Fräulein Irene Reinhardt.

Seitdem waren sechzehn Jahre dahingegangen. Eugenie war nun längst ein „älteres Mädchen“; um sie her war es einsam geworden: der Vater tot, die Brüder verheiratet. Sie hatte Ergebenheit in ihr Geschick gelernt. Wie ein vernichtender Sturm war die eine große, heiße Leidenschaft ihrer Jugend über ihr Herz hingebraust. Dann war sie müde und ruhig geworden. Sie glaubte nicht mehr an Glück. Ein hübsches Talent, zu fabulieren und zu schreiben, das sie später entdeckte, kam ihr zu Hilfe, und die verschiedenen Erfolge, die sie als Schriftstellerin erzielte, gaben ihrem Leben Spannung und Abwechslung und retteten sie vor dem altjüngferlichen Einrosten. Im Sommer wanderte sie immer noch gerne in den Bergen herum, ganz allein mit einem Führer, denn sie fand keine Gefährtin, die mit ihr hätte Schritt halten können, und war auch so an ihre Ungebundenheit gewöhnt, daß sie nur in voller Einsamkeit den beglückenden, großen Naturgenuß empfinden konnte.

Wenn sie in der köstlichen Luft, zwischen Bergföhren und Gestein in eine schöne Wildnis emporstieg, dann durchströmte sie immer wieder flotte Jugendkraft und frische Lebenslust.

An einem klaren Abend war sie in diesem Sommer nach Lermoos gekommen und hatte sich gleich nach einem Führer erkundigt, der sie zu dem Seeben- und Drachensee begleiten sollte. Aber die Führer waren bei dem schönen Wetter alle fort oder schon bestellt.

Der Postwirt, der die Enttäuschung der Dame sah, meinte nach einigem Besinnen: „Vielleicht weiß ich Ihnen doch einen Rat. Es wohnt hier nämlich seit einigen Wochen ein junger Mann, der immerfort auf den Bergen herumläuft und jeden Weg kennt. Es ist ein stiller, anständiger Mensch, und Sie könnten sich ihm ruhig anvertrauen. Ich glaub', er möcht' sich vielleicht ganz gern den Führerlohn verdienen. Aber ich will ihn zuerst einmal fragen.“



H. W. Longfellow. (S. 60)

Als Eugenie in dem reizenden Postgarten beim Abendessen saß, kam der wegkundige junge Mann herein. Er hielt den verwitterten Filzhut in der Hand. Sein dunkler Kopf mit dem dichten lockigen Haar hob sich scharf ab in dem hellen Luftton. Ein trotziger, finsterer Ausdruck lag auf seinen hübschen gebräunten Zügen, die noch etwas Kindliches hatten trotz der hohen Gestalt und den breiten Schultern des jungen Riesen.

Eugenie schaute ihn im ersten Moment neugierig und überrascht an. Wo hatte sie nur dieses Gesicht schon gesehen? Aber die Stimme klang ihr ganz fremd. Es muß sie doch wohl irgend eine flüchtige Ähnlichkeit getäuscht haben.

Man merkte ihm an, daß es ihm neu war, seine Führerdienste anzubieten. Aber Eugenie wollte nun einmal den nächsten Tag, der wunderbar schön zu werden versprach, nicht versäumen, besondere Erfahrung war für den Weg nicht nötig, so verabredete sie denn den Aufbruch, und beim grauenden Morgen, als über dem weiten Tal noch der Nebel braute, wanderten sie zusammen fort.

Sie hatte sich den Rucksack mit dem Schal und den belegten Broten, die sie mitnahm, selbst umhängen wollen, denn ihr Begleiter war seiner Sprache, seinem ganzen Wesen nach ein gebildeter junger Mensch, dem sie doch nicht wie irgend einem gewöhnlichen Führer ihr Gepäck zu tragen geben konnte. Aber er nahm ihr mit höchster Eile die Last ab.

„Das ist meine Sache,“ sagte er nur.

Anfänglich war er sehr wortkarg und still. Stundenlang gingen sie in tiefem Schweigen hintereinander.

Bei der ersten Rast fiel ihr wieder der düstere Ausdruck des jungen Gesichtes auf. Mit einem geradezu trostlosen, verzweifelten Blick starrte er vor sich hin. Dieser kaum zwanzigjährige Städter, der so einsam hier in den Bergen lebte, den ein ernstes Geschick in diese weltabgeschiedene Gegend verschlagen zu haben schien, erweckte ihr schriftstellerisches Interesse.

Als sie den schwermütigen, von Felsen umschlossenen Drachensee, der hoch droben in der Bergwildnis liegt, erreichten, rief er plötzlich mit einem tiefen Seufzer: „Hier

oben möchte ich eine Hütte haben und ganz allein hausen dürfen, fern von allen Menschen!"

„Zum Einsiedler sind Sie doch noch zu jung," meinte sie lächelnd. Aber auf seiner Stirn, zwischen den dunklen Brauen lag eine schwere Falte, als hätte er trotz seiner Jugend schon die schlimmsten Erfahrungen an den Menschen gemacht.

Es war Eugenie bei der Heimkehr etwas peinlich, die Geldfrage zu berühren. Nach der Bemerkung des Postwirts schien der junge Mann in knappen Verhältnissen zu sein. Aber als sie ihm dann, so zartfühlend als möglich, die Führertaxe auszahlen wollte, stieg ihm ein glühendes Rot in die Wangen, und er wehrte verlegen ab. „Nein, nein! Ich bin gerne mitgegangen. — Ich — ich nehme kein Geld!"

Sie sah es ihm an, daß er seinen Stolz nicht zu überwinden vermochte.

„Dann danke ich Ihnen einstweilen bestens für Ihre Begleitung," sagte sie und besann sich, wie sie ihn für den Dienst, den er ihr geleistet, entschädigen könnte, ohne ihn zu verletzen. Sie zog sofort bei dem Wirt Erkundigungen über ihn ein. Derselbe wußte nicht viel zu sagen. Der junge Herr heiße Müller, sei vor einigen Wochen mit geringem Gepäck in Lermoos angekommen, wohne höchst bescheiden in einem Bauernhause und lebe mit äußerster Sparsamkeit. Er scheine schwere Sorgen zu haben und suche wohl irgend eine Beschäftigung, da er fleißig die Zeitungsannoncen studiere.

Eugenie lud ihn zum Mittagessen ein, nachdem sie gehört hatte, daß er oft nur mit einem Teller Suppe vorlieb nehme, und machte ihm den Vorschlag, sie am nächsten Tage über die „Törln" an den Eibsee zu begleiten.

Er sagte zu mit einem dankbaren Nicken. Es schien ihn offenbar zu freuen, daß sie ihm in seiner Verlassenheit freundlich entgegenkam. Sie aber nahm so lebhaften Anteil an diesem fremden Schicksal, daß sie beschlossen hatte, Lermoos nicht zu verlassen, ehe sie erfahren, wie dieses große Kind, dem man ansah, daß es aus gutem Hause war, in so traurige Lage kam.

Als sie wieder unterwegs waren und die erste Rast im Bergwalde hielten, fragte sie ihn: „Haben Sie eigentlich keine Eltern mehr, gar keine näheren Angehörigen?"

Er ward dunkelrot und bohrte mit finsteren Augen seinen Bergstock in den Boden.

„Glauben Sie mir, ich frage nicht aus müßiger Neugier. Man sieht Ihnen ja an, daß Sie Sorgen haben, daß Sie Ernstes erlebten. Sie tun mir leid, so allein, in der Fremde, unter den Bauern."

Der warmen Stimme, dem gütigen Blick konnte der junge Mensch, der seit langer Zeit wie ein Ausgestoßener lebte, nicht widerstehen.

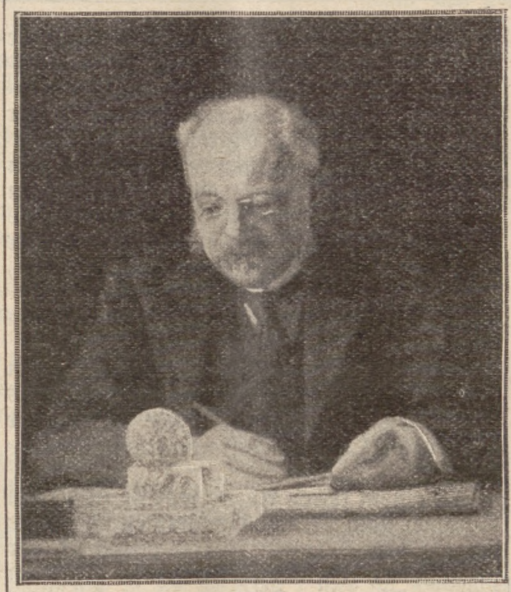
„Ich bin meinem Vater davongelaufen," sagte er rauh.

„Und Ihr Vater weiß nicht, wo Sie sind? Er hat Sie nicht zurückgerufen? Er kümmert sich gar nicht mehr um Sie?"

Er schüttelte trotzig den dunklen Kopf. „Er glaubt wohl, ich sei tot. ‚Ich gehe nach Tirol. In acht Tagen komme ich wieder,' sagte ich. Aber ich nahm alles Geld mit, was ich besaß. Ich war entschlossen, nicht mehr heimzukehren. Auf dem ‚Kaiser' bin ich herumgestiegen, habe mich da und dort in ein Fremdenbuch eingeschrieben; aber dann hört jede Spur auf. Absichtlich habe ich sie verwischt. Vielleicht hat man die Mütze und das Buch gefunden, das ich an einer gefährlichen Stelle hinwarf. Durch die Einsamkeit bin ich gewandert, in Heuhütten habe ich übernachtet. Ich bin allen Menschen aus dem Wege gegangen wie ein gehetztes Wild, bis ich in dem abgelegenen Tale ankam. Nach Lermoos kommt keine Zeitung aus Halle, und da stand gewiß zu Ostern zu lesen, daß ein Schüler des Gymnasiums auf dem ‚Kaiser' abgestürzt sein müsse, da er nicht zurückkam. Meine Eltern sollen nur glauben, daß ich tot bin."

„Um Gottes willen!" rief Eugenie entsetzt. „Sie haben Eltern, eine Mutter, und Sie konnten ihnen das Furchtbare antun? Denken Sie doch an die Angst, an die schlaflosen Nächte, an all die heißen Tränen, die um Sie geflossen sein werden! Was ist Ihnen denn von Ihren Eltern Schlimmes widerfahren, daß Sie auf einen so grausamen Plan verfallen konnten?"

„Meine eigene Mutter ist lange tot. Und die Stiefmama" — er lachte grimmig auf — „o, sie wird wohl ein paar Tränlein vergießen vor den Leuten, aber im Grunde ist sie froh, mich los zu sein. Das weiß ich."



Jules Cambon,
der neue französische Botschafter in Berlin. (S. 60)

Eugenie horchte auf, mit wachsender Spannung. „Die Stiefmutter trägt wohl die Schuld, daß Sie fort wollten?" fragte sie rasch.

„Ja, ja!" schrie er auf, und der helle Zorn blitzte nun aus seinen dunklen Augen. „Solange ich zurückdenken kann, hat sie mir das Leben verbittert und mich bös gemacht und trotzig und gegen mich gehetzt bei dem Vater. Ich habe recht wohl gefühlt, daß sie mich nicht ausstehen kann. Aber sie natürlich, sie war immer die Zärtliche, Liebevolle, Aufopfernde — vor den Leuten wenigstens und wenn der Vater da war, damit ich als der ungezogene Flegel herauskam, wenn ich der ‚lieben guten Mama' nicht wie ein Hündchen folgte. Ich habe nun mal einen angeborenen Widerwillen gegen falsche Menschen. Und sie ist grundfalsch! Ich kann mich nicht verstellen, und meine Abneigung ist mit den Jahren nur stärker und stärker geworden. Seitdem die Stiefschwester auf der Welt war, das blasse, kränkliche Ding, hat sie mich erst recht gehaßt in ihrem Neid auf meine Gesundheit und meine Kraft. Wenn es niemand hörte, beständig der spitze spöttische Ton, der mich zur Raserei brachte: ‚So groß und so dumm — ein Riese an Kraft und an Wissen ein Zwerg!' Ich habe schlecht gelernt — ja! Beschworen habe ich meinen Vater, daß er mich aus der Schule herausnehmen sollte, nachdem ich's glücklich bis zur Berechtigung zum Freiwilligen gebracht hatte. Ich kann nicht mehr auf der Schulbank sitzen! Ich kann nicht und ich will nicht! Es versteht niemand, was das für eine Qual für mich ist. Ich muß frische Luft haben! Ich muß mich bewegen; arbeiten, mich plagen will ich ja gern. Aber ich weiß, daß mir das Hocken über den Büchern nichts nützt. Gerade so gut könnten sie ein junges Pferd in ein Klassenzimmer einsperren. Aber die gnädige Frau Mama natürlich hat dem Vater beständig in den Ohren gelegen: ‚Der Sohn eines Professors muß doch studieren! Ich bitte dich, Bruno, du darfst Karl nicht nachgeben! Es wäre eine solche Schande vor den Leuten!' So ging's in einem fort."

Er hatte, nachdem er einmal im Zuge war, sichtlich eine Erleichterung darin gefunden, all dem stumm getragenen Groll Luft zu machen. Er bemerkte gar nicht, wie das Gesicht seiner Zuhörerin sich verändert hatte, wie sie ihn anstarrte mit großen, forschenden Augen, wie sie zitterte vor innerer Aufregung. Professor! — Bruno! — Halle! — die Stiefmutter! — das stimmte ja alles so auffällig.

Nun wußte sie, warum das junge Gesicht ihr im ersten Moment so bekannt erschienen war.

Sie sprang auf und stand nun dicht vor ihm. „Sie heißen nicht Müller! Sie heißen Reichenbach — Karl Reichenbach!" rief sie mit leidenschaftlich heiserem Ton.

Er erschrak auf das heftigste. Die schwere Falte lag wieder zwischen seinen Brauen.

„O, Sie haben mich aushorchen wollen! Sie wollen mich an meine Eltern verraten!" schrie er auf. „Aber ich lasse mich nicht einfangen. Und lieber stürze ich mich von dem nächstbesten Felsen in den Abgrund, ehe ich wieder zurückkehre in die Klasse und zu der verhaßten Stiefmutter!"

„Seien Sie ganz ruhig," sagte sie mit einem ernsten Kopfschütteln. „Ich denke nicht daran, Ihr Vertrauen zu mißbrauchen. Ich kenne Ihre Stiefmutter. Wir waren zusammen in der Schule. Ich glaube Ihnen alles, was Sie über sie gesprochen haben. Jedes Wort glaube ich Ihnen."

„Wirklich?"

Sie mußte trotz ihrer Ergriffenheit lächeln über sein freudiges Staunen, über die dankbare Verwunderung, mit der er plötzlich ihre Hand nahm und sie kräftig schüttelte.

„Sie kennen sie? Und Sie haben sie durchschaut! Einen Menschen gibt es, der sie durchschaut hat, der sie nicht für eine vortreffliche, ausgezeichnete Frau hält — diese Heuchlerin, diese Komödiantin!"

Sie fühlte, daß ihre Abneigung gegen Irene ihr im Sturm das junge Herz gewonnen hatte.

In ihr waren in dieser Stunde so heiße Erinnerungen wach geworden. Alle Liebe, alles Leid! Aller Zorn und Haß! Nichts hatte sie vergessen. Wie ein Nachklingen war's von tollen Schmerzen, mit denen sie einst die große Leidenschaft ihres Lebens begraben mußte.

Sein Sohn! Sein Karl, den er ihr einstmals nicht anzuvertrauen gewagt und den sie nun hier finden mußte, arm und verlassen, als einen Heimatlosen!

Das also war aus jenem „echt weiblichen" Wesen geworden, das ein so warmes Herz für sein Kind gezeigt, daß er, um seines Kindes willen, sich ihr genähert, sie gewählt hatte; aus der sanften blonden Irene, die

an einem Ausflug nur Freude hatte, wenn sie den kleinen Karl auf dem Schoße halten durfte: die böse Stiefmutter, die den halberwachsenen Sohn aus dem Hause trieb! O sie, die Verschmähte, die Verkannte, sie hatte wahrlich ein Recht, höhnisch, schadenfroh aufzulachen über diese Schicksalswendung!

Aber eines stand auch für sie fest: gerettet mußte er werden, dieser törichte, leichtsinnige Knabe, der so waghalsig aus dem Vaterhause fortgelaufen war! Noch wußte sie ja nicht, wie sie ihm helfen sollte. Doch von den Erinnerungen, die sie mit einem Male überfluteten, von all der toten, längst begrabenen Sehnsucht war ein Fünkchen in ihrem Herzen wieder warm geworden: das mütterliche Gefühl für sein Kind, das sie einstmals so scheu vor dem Vater versteckt hatte, die Liebe für seinen Karl, die ihr vor Jahren verkümmert worden war. Nun sollte sie dem großen, trotzigen Jungen zugute kommen, der in seinem Freiheitsdurst noch kaum verstand, welch unsinnigen Streich er gemacht, und wie schwer das Leben nach seinem eigenen Geschmack noch auf ihm lasten würde.

„Ich bin ganz verstummt, nicht wahr?" fragte sie nach einer Weile mit einem freundlichen Lächeln. „Ich habe so ernsthaft darüber nachgedacht, was nun aus Ihnen werden soll. Daß Sie nicht studieren wollen, das kann ich ja begreifen. Ich habe auch einen Bruder, der die Bücher haßte und aus dem trotzdem ein tüchtiger Mensch geworden ist. Aber was wollen Sie hier in diesem Gebirgstal unter den armen Leuten anfangen? Bergführer können Sie doch nicht werden! Sie haben bewiesen, daß Sie sparen, entbehren können, aber nun müssen Sie sich doch eine Arbeit suchen, die Ihnen eine Aussicht bietet, mit der Sie sich aus eigener Kraft eine Existenz schaffen. Wie haben Sie sich denn Ihre Zukunft gedacht?"

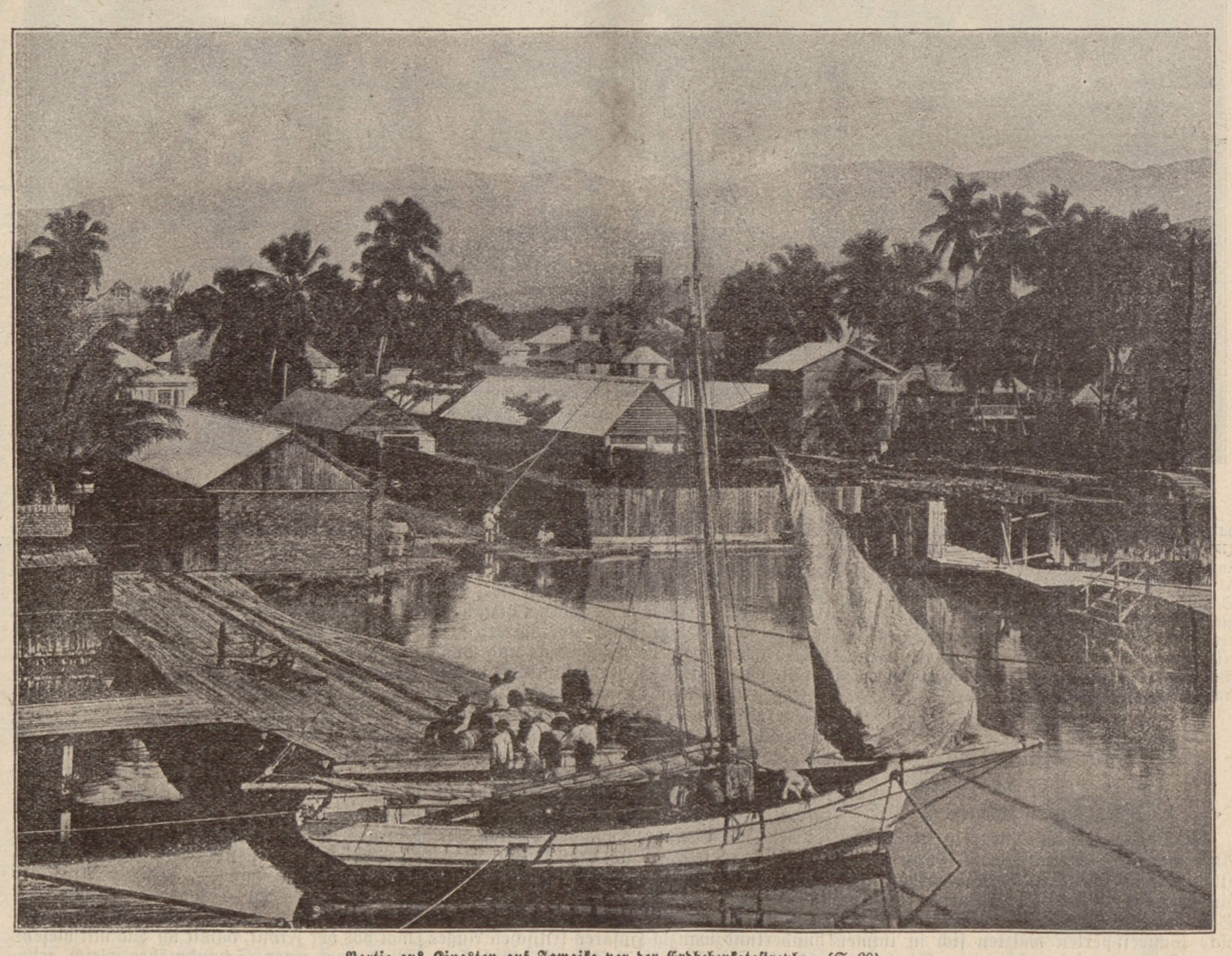
Er seufzte tief, stieß den Stock in den Boden und stammelte dann: „Ja, wenn ich nur wüßte! Ich habe es mir viel leichter vorgestellt, eine Arbeit zu finden. Im Notfall, dachte ich mir, werde ich Knecht auf einem Bauernhof. Aber wenn ich mich auch in diese ganz bescheidene Lebensweise eingewöhnen wollte — die Leute nehmen mich gar nicht, trotz meiner starken Arme. Ich spreche anders als sie. Sie sehen es meinen Händen an, daß ich niemals Bauernarbeit getan habe. Manchmal hoffte ich, ich könnte hier, wo so viel Fremde vorüberkommen, einem reichen Engländer oder Amerikaner begegnen, der weite Touren machen will und der mich dann später mitnimmt nach Afrika oder Asien. In einem anderen Weltteil da kommt ein Mensch, der Kraft und Mut hat, eher vorwärts als bei uns, wo alles so regelrecht zugeht."

Sie mußte lächeln über seine kindischen Illusionen. „Du dummer großer Bub!" hätte sie am liebsten gesagt. Aber das sparte sie sich für später auf, wenn er sie besser kannte und wußte, wie gut sie es mit ihm meinte.

„In der letzten Zeit da war ich freilich ganz hoffnungslos," fuhr er mit düsteren Augen fort. „Mein Geld geht trotz alles Sparens auf die Neige, und ich weiß noch immer nicht, was ich anfangen soll, um mir etwas zu verdienen. — Aber schließlich, wenn alle Stricke reißen, gibt es immer noch einen Ausweg. Man kann im Schneesturm verschwinden da oben in den Felswänden des Wettersteins —"

Sie legte erschrocken die Hand auf seine Schulter. „Nein, das sollen Sie nicht!" sagte sie bewegt. „Das Schicksal meint es gut mit uns beiden. Ich bin einsam und habe für niemand mehr zu sorgen auf der Welt, und Sie brauchen eine gute mütterliche Freundin. Die will ich Ihnen sein! Der reiche Tourist, auf den Sie im stillen gehofft haben, bin ich zwar nicht, und nach Afrika oder Asien kann ich Sie auch nicht führen. Aber bei uns in Deutschland ist auch noch Platz für einen Menschen, der Lust hat zu arbeiten und dem die Natur so viel Gesundheit und Kraft geschenkt hat wie Ihnen. Verlassen Sie sich nur auf mich — es wird schon noch was Rechtes aus Ihnen!"

Er schaute sie einen Moment mit weitgeöffneten, glückseligen Augen an, mit ganz verändertem Ausdruck, weich und verschüchtert. Dann senkte er den Kopf; es zuckte um seine Lippen; das Weinen stand ihm nahe. Die fremde Dame glaubte an ihn.



Partie aus Kingston auf Jamaika vor der Erdbebenkatastrophe. (S. 60)

Sie wollte sich seiner annehmen! Sie meinte, daß noch etwas Rechtes aus ihm werden könnte! (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Hundert Jahre sind verflossen, seit in Portland im Staate Maine am 27. Februar der berühmte nordamerikanische Dichter **Henry Wadsworth Longfellow** geboren wurde, dessen „Song of Hiawatha", eine auf einer indianischen Sage beruhende romantische Dichtung, in alle Sprachen der zivilisierten Welt übersetzt worden ist, und seinem Schöpfer den Ehrenplatz unter den amerikanischen Dichtern verschafft hat. Außer einer Anzahl eigener Werke hat Longfellow den Amerikanern auch formvollendete Übersetzungen deutscher, französischer, italienischer und spanischer Literaturerzeugnisse geliefert. Er starb am 24. März 1882 in Cambridge. — **Jules Cambon**, der zum französischen Botschafter in Berlin an Stelle Bihourds ernannt wurde, ist am 5. April 1845 in Paris geboren, begann seine Laufbahn in der Verwaltung des Ministeriums des Innern und weilte von 1874 bis 1879 in Algerien, von wo er als Generalsekretär der Polizeipräfektur nach Paris und später als Präfekt nach Lyon versetzt wurde. Dann war er sechs Jahre lang Generalgouverneur von Algerien. 1897 trat er in den diplomatischen Dienst ein und wurde Botschafter in Washington. Seit 1902 war er Botschafter in Madrid. — **Kingston**, die jüngst durch Erdbeben und Feuer zerstörte Hauptstadt der westindischen Insel **Jamaika**, liegt inmitten üppigster Tropenvegetation an einer sich sanft zum Meere herabsenkenden Berglehne und bot vor dem Unglück mit ihren weißen Häusern einen äußerst idyllischen, anziehenden Anblick. Außer einer Anzahl öffentlicher Gebäude aus Stein sah man in der ganzen Stadt fast nur einstöckige Häuser. Von der auf 60,000 Köpfe geschätzten Bevölkerung sind neun Zehntel Neger oder Mulatten. Bei dem großen Reichtum der Insel an Naturprodukten war der Handel von Kingston sehr bedeutend, auch pflegten neuerdings Tausende reicher Nordamerikaner die Stadt als Winteraufenthalt zu benutzen, daher ist sie von einem Kranz reizender Landhäuser umgeben ist.

Napoleons I. Übergang über die Donau vor der Schlacht bei Wagram.

(Mit Bild.)

Das Dorf Wagram, nach dem die denkwürdige Schlacht benannt ist, die eines der glänzendsten Beispiele für Napoleons I. geniale Kriegskunst bietet, liegt östlich von Wien im Marchfeld unweit der Donau. Zwischen Wagram und Mark-Neusiedl hatte Erzherzog Karl von Österreich mit seinem 130,000 Mann starken Heere eine Stellung inne, die anzugreifen Napoleon in der Nacht vom 4. zum 5. Juli 1809 auf zwei nebeneinander laufenden Schiffbrücken mit seinen Truppen über die Donau ging. Unser Bild zeigt den Kaiser, wie er eben an der Spitze der Generale über die rechte Schiffbrücke reitet. Die darauf folgende siegreiche Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli brach die Widerstandskraft Österreichs völlig.



Napoleons I. Übergang über die Donau am Abend vor der Schlacht bei Wagram. Nach einem Gemälde von L. Gardette.

Das Wunderkind.

Episode aus dem Soldatenleben.

Von **Alwin Römer.**

Rittmeister Grobecker war in furchtbarer Aufregung — ein richtiges Dauergewitter! Überall schlug es ein in der Schwadron, und die Donnerwetter wollten kein Ende nehmen. Sein etwas feistes Gesicht glühte vor Eifer, dicke Schweißperlen wälzten sich in immer neuer Folge von seiner schon ziemlich hohen Stirn, und seine Schnurrbartenden hatten trotz aller Habysalbe jede Fassung verloren und hingen wie Schiffswimpel bei totaler Windstille um die Mundwinkel herab. Aber es war auch Ursache genug vorhanden, heute halbwegs aus der Haut zu fahren; denn Grobecker war an der Majorsecke und wußte nicht, ob er glücklich herumkommen würde. Morgen aber war Besichtigung. Der Herr Generalmajor v. Krähberg, der verwünscht kurz angebunden war und dabei Augen hatte wie ein Luchs, kam in aller Herrgottsfrühe aus Stahleck herüber, um sich das Regiment vorführen zu lassen. Natürlich, ohne sich etwa anzumelden. Ganz durch Zufall hatte es der Oberst erfahren und den Herren Offizieren mitgeteilt. Und nun wurde schnell noch überall eine fürchterliche Vormusterung gehalten.

Grobecker hatte soeben die Front seiner hundertundzwanzig Husaren kritischen Auges abgeritten und dabei selbstverständlich hundert Unregelmäßigkeiten festgestellt: schiefe Tschakos, mangelhaft geweißte Bandeliere und andere hochverräterische Tollheiten. Jetzt sprengte er um den rechten Flügel herum, um auch die Rückseite der innerlich schon ganz geknickten Reiter zu betrachten. Das Resultat war befriedigender. Nur wie sein Blick an den Hinterteilen der tadellos gestriegelten Pferde heruntenglitt, gab es ihm vor Entsetzen einen ordentlichen Ruck. Aus dem Sattel wäre er beinahe geglitten, so ungeheuerlich traf es ihn.

Ein paarmal mußte er richtig erst nach Luft schnappen, ehe er loslegen konnte. Dann aber floß ihm auch der Strom seines Zornes um so reißender über die Lippen.

„Welcher Kerl sitzt denn da auf dem kupierten Gaul wie ... wie ein Affe auf dem Kamel? Ah — natürlich: Einjähriger Feigenspahn! ... Herr, erscheinen Sie doch mal vor der Front, damit ich Sie mit diesem Biest von einer Schandmähre gleich zehn

Humoristisches.

Kurssteigerungen.



Da hat mir der junge Schultze eine Skizze geschenkt; häng sie eben auf, wo noch irgend eine Ecke frei ist.



Soeben lese ich in der Zeitung, daß Schultze an der Akademie eine Auszeichnung erhalten hat; wir müssen seine Skizze doch einrahmen lassen.



Schultze hat in der Ausstellung die silberne Medaille erhalten; ich dächte, wir könnten sein Bild doch in ein besseres Licht hängen.



Das ist ein Gemälde von dem berühmten Maler Schultze, der in Paris die große goldene Medaille erhalten hat.

Klafter tief in den Erdboden stampfen kann! ... Wissen Sie nicht, daß der Herr Generalmajor auf diese verhunzten Schwänze wilder ist wie der Teufel auf eine arme Seele? Daß wir seit Jahren darauf bedacht sind, unser Pferdematerial nach dieser Richtung hin zu pflegen wie eine Mutter ihr Wickelkind? Und da kommen Sie ausgesucht vierundzwanzig Stunden vor dem vermale— wichtigen Ereignis mit diesem Jammergestell hierher! Wo ist denn Ihr anderes Pferd? Ich will nicht hoffen, daß Sie es gegen diese Ruine vertauscht haben. ... Na, reden Sie!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!" stöhnte der Einjährige Feigenspahn, der ein Pechvogel war, solange er den bunten Rock anhatte. „Ich habe heute früh mit ‚Minona' Malheur gehabt. Sie hinkt. Dafür habe ich den ‚Boonekamp' nehmen müssen."

„‚Boonekamp' heißt das Vieh? Auch nicht schlecht! Wollen Sie vielleicht eine Destille aus meiner Schwadron machen, Herrrr?" schnarrte Grobecker wütend. „Ich rate Ihnen dringend, Ihrer ‚Minona' das Hinken abzugewöhnen oder dieser vierbeinigen Schnapsflasche in aller Geschwindigkeit einen Schwanz wachsen zu lassen. Sonst setze ich Sie morgen früh auf den ‚Kolumbus'! Verschimpfieren lasse ich mir meine Schwadron von Ihnen nicht! Merken Sie sich das!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

„Und nun vorwärts an Ihren Platz! Wachtmeister Sagebiel, vergessen Sie nicht, die Geschichte morgen früh zu ordnen!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!" sagte auch Sagebiel. Dann nahm die unterbrochene Musterung ihren Fortgang.

Feigenspahn war natürlich sofort bei „Minona", als der Rittmeister endlich zum Schlusse gekommen war. Aber es stand nicht zum besten um das lahme Glied.

„Da ist morgen nicht dran zu denken," erklärte der Roßarzt kopfschüttelnd.

Der Wachtmeister setzte hinzu: „Ja, dann müssen Sie schon auf den ‚Kolumbus', Einjähriger. Das nützt nichts. Das ist der einzige, der augenblicklich in Frage kommen kann."

Feigenspahn schnitt ein Gesicht, wie wenn er direkt zum Schafott geführt werden sollte, denn „Kolumbus" war der störrischste Gaul des ganzen Regiments.

„Kann denn niemand mit mir tauschen, Herr Wachtmeister?"

„Ohne spezielle Genehmigung des Herrn Rittmeisters nicht."

„Den ‚Kolumbus' kann ich aber unmöglich reiten."

„Wenn er seinen guten Tag hat, kann ihn ein Kind regieren."

„Ja, wenn! ... Wenn aber nicht?"

Der Wachtmeister zuckte die Achseln. „Müssen es eben versuchen, Einjähriger," sagte er und ging.

Feigenspahn blieb in tiefen Gedanken bei seinen Pferden zurück.

„Scheußlich!" murmelte er. „Aber auf den ‚Kolumbus' kriegen sie mich nicht. Da brech' ich mir mindestens ein Bein, wenn nicht gar das Genick. Wenn ich bloß wüßte, wo ich schnell ein anderes Roß hernähme! Zu dumm, wahrhaftig!"

Da nahte sich ihm pfiffig lächelnd Stephan Kowalski, sein polnischer Bursche. „Wüßte schon, was sich zu machen wär', Herr Einjähriger," sagte er halblaut.

„Also?"

„‚Boonekamp' muß sich anderes Schweif bekommen."

„Quatsch!"

„Nix quatsch! Hab' ich besprochen mit Kamerad Keller von vierte Schwadron, was is Barbier. Serr geschickte Mensch. Macht sich falsche Flechte for schöne Freilein und so, hot gesagt: kann man auch falsche Schweif machen an guttes ‚Boonekamp'. Kost' sich nicht merr als zwanzig Mark höchstens," flüsterte Kowalski.

Feigenspahn überlegte eine Weile, schüttelte erst betrübt das Haupt, sagte dann aber plötzlich, als sein Bursche anfing, die nichtsnutzigen Eigenschaften von „Kolumbus" aufzuzählen: „Bringen Sie mir doch den Keller mal her, Kowalski!"

Und hurtig machte sich der schlaue Stephan auf den Weg. Er verdiente bei diesem Geschäft nämlich einen blanken Taler.

Keller, der ein intelligenter Mensch war und als Haarkünstler etwas Tüchtiges leisten konnte, quälte sich nun manche Stunde mit „Boonekamp" herum, ehe er ihm den neuen Schweif so natürlich an seinen Stummelschwanz angesetzt hatte, daß auch ein geübtes Auge nicht im stande war, etwas von dieser Nachhilfe der Natur zu bemerken. Aber endlich war er doch am Ziele. Und „Boonekamp", der anfänglich mit dieser Vervollkommnung seiner Hinterseite durchaus nicht einverstanden gewesen war, hatte sich nachgerade fügen gelernt, pendelte mit dem neugeschenkten Fliegenwedel kokett hin und her und schien selber in der Täuschung befangen, da hinten plötzlich wieder eigenes Gewächs zu besitzen. „Famos!" sagte aufatmend Feigenspahn. „Wenn die Geschichte bloß hält!"

„Wird schon halten!" beruhigte ihn der Friseur. „Falsche Flechten halten doch immer länger als echte!"

„Hält hundert Johr!" orakelte Kowalski, der eifrig geholfen hatte und natürlich außer seinem heimlichen Anteil noch eine offizielle Belohnung erwartete.

„Na, werden's ja sehen!" sagte Feigenspahn und griff in die Tasche. „Übrigens heißt der Gaul von jetzt ab nicht mehr ‚Boonekamp', Kowalski. Wir wollen ihn ‚Wunderkind' nennen. Verstanden?"

Kowalski nickte und nahm sein Trinkgeld in Empfang, während der Haarkünstler unter Versicherung heiligen Stillschweigens das ausbedungene Honorar und noch etwas darüber einsackte. — —

Dann kam der große Morgen.

Mißtrauisch betrachtete der Wachtmeister den Einjährigen Feigenspahn auf seinem Rosse. Das sah dem „Boonekamp" doch seltsam ähnlich. Aber der Schweif, der tadellos lange braune Schweif konnte ihm doch nicht in einer Nacht gewachsen sein!

„Wunderkind" machte Furore. Auch der Rittmeister widmete seinen ersten Blick dem Einjährigen, nachdem er im Schwadronsstall den böswilligen „Kolumbus" kauend und ungesattelt in seiner Ecke vorgefunden hatte.

„Neues Pferd?" fragte er ärgerlich.

„Ich habe es schon früher häufig geritten," versicherte der Einjährige.

Der Rittmeister schüttelte das Haupt. Auch ihm hatte „Wunderkind" etwas sehr Bekanntes.

„Ist aus derselben Zucht, aus der ‚Boonekamp' stammt," log Feigenspahn, den die Angst packte, doch noch auf „Kolumbus" gesetzt zu werden.

„Sieht man!" brummte Grobecker und wandte sich einem anderen zu.

Dann kam der Herr Generalmajor v. Krähberg, der ein sehr verdrießliches Gesicht schnitt, wohl weil er schlecht geschlafen hatte. Das war kein gerade verheißungsvolles Zeichen. Aber es klappte, Gott sei Dank, alles. Die Musterung ergab keinerlei nennenswerte Bedenken; die Übungen gingen vortrefflich; nach und nach hob sich die Stimmung der Herren Offiziere wieder; der Oberst lächelte sogar ein wenig, obgleich Krähberg noch immer keine Miene nach der aufhellenden Seite hin verzogen hatte.

Jetzt kam der Parademarsch. Er gelang wunderbar, wenigstens bei den ersten drei Schwadronen. In der vierten blieb leider der linke Flügel zu weit zurück, gerade im entscheidenden Moment, wo man beim General vorüber mußte. Der Oberst, der neben Krähberg hielt, wurde blaß und rot und nahm den Schnurrbart zwischen die Zähne. Denn, wie er die fünfte Schwadron überblickte, wo durch irgend einen störrischen Gaul die ganze Linie ins Schwanken geraten war, schnürte sich ihm die Kehle vor innerer Aufregung zu. Das mußte ein schönes Donnerwetter geben.

Er wagte einen Seitenblick auf Krähberg. Gott sei Dank, er sah noch immer der dritten Schwadron nach. Jetzt setzte er sogar seinen Feldstecher an die Augen und brach dann plötzlich in ein ruckweise emporquellendes Lachen aus.

Der Oberst bemühte sich vergeblich, den Grund der Heiterkeit des Herrn Generals zu entdecken. Aber er war dem unbekannten Veranlasser überaus dankbar; denn die beiden Schwadronen, die schon am Entgleisen gewesen waren, hatten sich inzwischen wieder zurechtgefunden und kamen nun in brillanter Verfassung bei dem Gestrengen vorüber.

Krähberg nickte befriedigt.

„Sehr gut, mein lieber Herr Oberst! Ausgezeichnet!" sagte er. Dann aber mußte er plötzlich wieder hell auflachen.

„Da in der dritten Schwadron haben Sie ja ein wahres Fabeltier von einem Pferd," bemerkte er endlich. „Hat einen Schwanz, der immer länger wird! Bei Gott, immer länger!"

Der Oberst machte ein verdutztes Gesicht. War das ein Witz? Oder gab es da wirklich einen Gaul, der sich herausnahm, dergleichen Hokuspokus zu treiben?

„In der dritten, Herr General?"

„Ganz recht, dritter Mann vom rechten Flügel. Ach, sehen Sie doch, jetzt reicht er schon bis an den Boden! Ausgezeichnet, wahrhaftig!"

Der Oberst sprengte davon. Feigenspahns Stunde hatte geschlagen.

„Einjähriger, was haben Sie da für einen nichtswürdigen Gaul?" rief ihn der Oberst an.

„Ah," schrie der Rittmeister, aufmerksam werdend, „sitzen Sie doch auf dem vermaledeiten ‚Boonekamp'? Ich frikassiere Sie auf der Stelle, Unglücksmensch!"

Feigenspahn warf einen scheuen Blick hinter sich, nur einen einzigen. O Jammer, das Werk des Haarkünstlers hatte doch nicht gehalten! „Boonekamp" peitschte mit dem schon lange im Staube nachschleifenden Pseudoschweif wütend umher, offenbar bestrebt, sich dieses verächtlichen Verschönerungsmittels endlich zu entledigen.

Das war eine schöne Bescherung! Und er sah sich schon mit aller Schmach, die sich auf einen Einjährigen häufen kann, beladen, im Arrest sitzen, tage-, wochen-, monatelang.

Aber da kam der General angesprengt, und er lachte noch immer. Auch als der Rittmeister ihm die nötigen Aufklärungen über diesen „unerhörten Fall" gegeben hatte, lachte er noch. Und nun lachte auch der Oberst, der nicht vergessen hatte, daß dieser künstliche Roßschweif sein Retter beim Parademarsch gewesen war. Die Herren Offiziere lachten, die Unteroffiziere verzogen die Gesichter — da mußte auch schließlich Grobecker mit einstimmen.

Und da er trotz dieser Episode den „blauen

Brief" nicht bekam, sondern alsbald zum Major befördert wurde, kam auch Feigenspahn mit einem blauen Auge davon. Aber er hieß von da an so, wie er „Boonekamp" am Vorabend dieser wahrhaftigen Geschichte hatte taufen wollen: das „Wunderkind"!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Cochenillefräulein. — Der berühmte Naturforscher Alexander v. Humboldt wäre beinahe einmal für Deutschland und die deutsche Wissenschaft, die ihm so viel verdankt, verloren gegangen. In den Jahren 1799 bis 1804 bereiste er nämlich mit seinem Freunde, dem französischen Botaniker Aimé Bonpland, zu Studienzwecken Mittel- und Südamerika, über welche große Reise die beiden Gelehrten bekanntlich später ein sehr gehaltvolles wissenschaftliches Werk herausgaben. Während ihres Aufenthalts in Mexiko erregte besonders auch die Gewinnung der Cochenille ihr Interesse. Versehen mit einem Empfehlungsschreiben besuchten sie die berühmte große Pflanzung der Señora Rodriguez, denn man hatte ihnen gesagt, daß diese Dame die bedeutendste Plantage von Cochenillekakteen oder Feigendisteln besitze, und bei ihr das Geschäft überhaupt in rationellster Weise betrieben würde.

Die beiden jungen Naturforscher wurden von Señora Rodriguez mit vollendetster mexikanischer Höflichkeit empfangen, und ihnen bereitwilligst die Erfüllung ihrer Wünsche zugesagt.

Als sie im Salon noch mit der Dame sprachen, kam plötzlich ein junges Mädchen von geradezu phänomenaler Schönheit herein. Humboldt wurde so hingerissen von ihrem unbeschreiblichen Liebreiz, daß er alles um sich her vergaß und sie anstarrte wie eine überirdische Erscheinung.

„Meine Tochter Dolores," sagte lächelnd die Mutter.

„Ich beglückwünsche Sie, Señora. Auf allen meinen weiten Reisen habe ich noch kein so schönes weibliches Wesen gesehen."

„Sie belieben zu schmeicheln, Herr Baron."

„Es ist meine aufrichtige Meinung."

„In Europa, besonders auch in Ihrer deutschen Heimat, gibt es doch wohl auch viele schöne junge Damen."

„Gewiß! Aber keine von ihnen hält einen Vergleich mit Señorita Dolores aus."

Mexikanerinnen sind für Schmeicheleien durchaus nicht unempfänglich, und solche Worte aus einem solchen Munde entzückten sowohl die Mutter wie die Tochter.

Sie übten Vergeltung auf liebenswürdigste Weise und bewirteten die beiden Herren nach besten Kräften. Dolores sprach dabei eifrig und sachkundig mit über die Cochenille und erbot sich sogar, die Besucher nach der großen Plantage von Cochenillekakteen, dort auch „Nopal" genannt, zu begleiten. Humboldt war entzückt; die angenehme Unterhaltung mit der lieblichen Señorita hatte für ihn so unendlich viel Reiz, daß beinahe das wissenschaftliche Cochenillestudium hätte Einbuße erleiden können, wenn nicht zum Glück sein Freund Bonpland etwas weniger von der Schönheit der jungen Dame geblendet gewesen wäre.

Man begab sich nach den großen Anpflanzungen. In unabsehbaren Reihen sah man da wohl einige hunderttausend der 5 bis 6 Fuß hohen Distelkakteen, auf welchen Myriaden von Cochenillen umherkrochen, die von den sogenannten „Nopaleros", indianischen Feldarbeitern, eifrig gesammelt wurden.

„Diese kleinen Cochenillen sind nämlich eigentlich Läuse," sagte das schöne Mädchen.

„Ja, und zwar gehören sie zur Gattung der Schildläuse," bestätigte kopfnickend Bonpland. „Wie viele davon werden wohl gebraucht zu einem Pfund der wunderschönen roten Farbe?"

„Siebzigtausend," sagte Dolores ohne Zögern.

„Haben Sie das wirklich so genau ausgerechnet?"

„Jawohl. Es hat ja für mich immerhin ein erhebliches Interesse, weil ich einst die Besitzerin dieser Pflanzung sein werde."

Sie gab noch weitere Auskunft über die Cochenillen: wie man sie töte und dörre auf erhitzten Ofenplatten, und was dann ferner mit ihnen geschehe, bis sie so aussähen wie kleine Körner, die man zum Versand in Fässer schütte, jedes Faß zum Gewicht von zweihundert Pfund.

Die beiden Naturforscher erhielten also gründliche Auskunft über die Cochenillen, aber nur Bonpland stellte darüber wissenschaftliche Untersuchungen an, indem er sich fleißig schriftliche Notizen darüber machte, denn sein deutscher Freund war so eifrig beschäftigt, der jungen Dame den Hof zu machen, daß er deshalb die interessanten Kakteenläuse weniger beachtete.

Als sie die Pflanzung verließen, sagte draußen Bonpland scherzend: „Du hast heute mehr die schöne Señorita als die Cochenillen studiert."

„Ich gestehe es zu," versetzte Humboldt. „Sie ist aber auch wirklich ein wahres Schönheitswunder."

„Bist du schon so verliebt? So mache ihr doch einen Antrag! Vielleicht nimmt sie dich ganz gerne. Bedenke ihre dereinstige Mitgift! Einige Dutzend Milliarden Läuse! Denn so viele können nach meiner Schätzung auf dem großen Kakteenfelde wohl herumkrabbeln."

Humboldt antwortete nicht. Mehrere Tage lief er wie geistesabwesend herum, und sein Freund hatte viele Mühe, ihn wieder zu sich zurückzubringen.

Endlich gelang es Bonpland, ihn zur Weiterreise zu bewegen, und noch Jahre später geriet Humboldt in Schwärmerei, wenn von der schönen Mexikanerin gesprochen wurde.

— — — — — — — — — — —

Dolores Rodriguez erreichte ein hohes Alter. Dreimal war sie vermählt, und sie hatte aus ihren drei Ehen sechs Töchter, die ebenfalls durch große Schönheit sich auszeichneten. Von dem Weltruhme, den Humboldt als Gelehrter erlangte, hatte sie Kenntnis, und ihr war die Erinnerung an ihn, der ihrer Schönheit einst so entzückt gehuldigt, stets sehr schmeichelhaft und angenehm. Oft und gern sprach sie noch als Greisin davon und erzählte dann alle Einzelheiten jenes gemeinschaftlichen Besuches bei den Cochenillen. [J. O. H.]

Verbrecherehre. — Von Verbrecherehre zu reden, klingt fast widersinnig. Und doch ist das Ehrgefühl — natürlich ein solches, wie die Herren Verbrecher es verstehen — in diesen Kreisen ein sehr ausgebildetes. Es kommt zum Beispiel nie vor, daß in den zahlreichen Spelunken und Verbrecherkellern Berlins Spitzbuben verschiedenen Genres zusammen verkehren oder auch nur vorübergehend sich aufhalten. Die verschiedenen Verbrecherkategorien haben vielmehr, jede für sich, ganz bestimmte Versammlungs- und Vergnügungsorte. Der „schwere Junge", der Einbrecher, der die oberste Stelle der Verbrecherskala einnimmt, wird es stets unter seiner Würde halten, mit einem armseligen Gelegenheitsdiebe, einem Laden- oder Taschendiebe dasselbe Lokal zu besuchen, der gewiegte Taschendieb hält sich für unendlich erhaben über einen „Leichenfledderer", der einem harmlosen, auf einer Bank in den öffentlichen Anlagen schlafenden Trunkenbold die Uhr und das Portemonnaie entwendet, und dieser wieder sieht mit Verachtung auf den „Flatterfahrer", den Boden- und Wäschedieb, herab. Wenn ferner der „schwere Junge" sich nicht einen Augenblick besinnt, den Wohnungsinhaber, der ihn bei dem Einbruche überrascht, oder den ihm bei gleicher Gelegenheit gegenübertretenden Polizeibeamten über den Haufen zu stechen oder zu schießen, wenn er hierdurch sich retten zu können glaubt, so blickt er mit Abscheu auf den feigen niederträchtigen Mörder, der mit kaltem Blute ein Weib oder ein Kind abschlachtet. Es geht dies absolut gegen seine „Ehre". Der abgefaßte Spitzbube, der, um sich eine gelindere Beurteilung seitens der Richter zu sichern, nicht bis zum letzten Augenblicke leugnet, der womöglich aus gleichem Beweggrund, seine Helfer und Helfershelfer „verpfeift" (verrät), vergeht sich derartig gegen die „Standesehre", daß er fortan von seinen Freunden und Bekannten gemieden wird.

Um den in jenen Kreisen herrschenden Ehrbegriff so recht kennen zu lernen, muß man wiederholt den Verhandlungen in dem Moabiter Kriminalpalast beiwohnen. Bei jeder sensationellen Affäre sind vom frühen Morgen an die dahin führenden Wagen der Pferdebahn dicht besetzt, und der Zuschauerraum vermag kaum die Masse der Neugierigen zu fassen. Neben einigen Vertretern der Justiz und Polizei begegnet man hier dem Journalisten, dem harmlosen Spießbürger und nicht zum wenigsten Damen der sogenannten guten Gesellschaft. Diese Damen würden freilich wohl von Entsetzen erfaßt werden, wenn sie wüßten, daß sie durch ihre Nachbarn zur Rechten und Linken und auf den Bänken vor und hinter ihnen von mehr als hundert Jahren Zuchthaus umringt sind. Denn die weitaus größte Anzahl der Zuhörer besteht, was für den Eingeweihten kein Geheimnis ist, aus den „Kriminalstudenten", alten und jungen Verbrechern, welche aus diesen Verhandlungen Nutzen ziehen wollen. Je heftiger der Kampf zwischen dem Staatsanwalt und dem in stoischer Ruhe zuhörenden und antwortenden Verbrecher auf der Anklagebank tobt, desto wilder leuchten die Augen der aufhorchenden „Studenten". Die Blicke von der Anklagebank und von dem Zuschauerraum kreuzen sich, und wenn der hartgesottene Sünder auf jeden neuen Indizien- oder durch Zeugen erhärteten Beweis eine anscheinend harmlose Antwort weiß, dann trifft ihn die Bewunderung seiner Gesinnungsgenossen, und er steigt in deren Augen als ein Held empor, selbst wenn er in den um ihn gewobenen Fäden schließlich rettungslos verstrickt hängen bleibt. Wenn der Angeklagte mit Geschick — ob mit ob ohne Erfolg bleibt sich gleich — „den wilden Mann macht", sich also verrückt stellt, und die medizinischen Sachverständigen in hochgelehrten Auseinandersetzungen und keinem Menschen als ihnen selbst verständlichen Worten sich über die Zurechnungsfähigkeit des Simulanten aussprechen, dann ist dem schließlich Verlorenen es ein Trost, daß er wenigstens „mit Ehren" untergegangen! Weiß er doch, daß kein Wort, keine Miene, keine Gebärde den atemlos ihm zuschauenden und zuhörenden Genossen entging, daß man seinem Beispiele nacheifern wird. Es ist leider eine alte Erfahrung, daß nur selten jemand das Gefängnis als ein Gebesserter verläßt. Meist betrat er es als ein Verführter, und als ein Verlorener verläßt er es. Hat er aber erst einmal „die hohe Schule" in einem Zuchthause durchgemacht, dann wird er als ein Ehrgeiziger dem bürgerlichen Leben zurückgegeben, der nach Höherem strebt, dem seine „Ehre" nunmehr gebietet, zu zeigen, daß er etwas gelernt hat.

Vor mehreren Jahren wogte in M. der Kampf um die Fabrikation der besten einbruchssicheren Geldschränke. Er wurde, nach monatelanger Zeitungsfehde, öffentlich praktisch ausgefochten. Die beiden Hauptkonkurrenten machten sich anheischig zu beweisen, daß ihr Fabrikat selbst der angestrengtesten Arbeit der Gegenpartei Widerstand leisten werde. Umgekehrt wiederum behaupteten beide, daß ihre Arbeiter mit ihren Werkzeugen jeden Geldschrank des anderen öffnen würden. Und nun arbeiteten in einem öffentlichen Saale unter lebhafter Beteiligung der Interessentenkreise die Werkführer der beiden Konkurrenten im Schweiße ihres Angesichts stundenlang, ohne irgend etwas ausrichten zu können. Dem einen Werkführer gelang es am zweiten Tage, nach mehr als achtstündiger Arbeit, allerdings, ein Loch in den gegnerischen Tresor zu bohren, aber es war ein Loch, durch welches man zu dem Inhalte nicht zu gelangen vermochte. Diese vergeblichen Anstrengungen schienen nun für das Fabrikat zu sprechen, aber — es war unter den Zuschauern auch eine stattliche Anzahl „schwerer Jungen" anwesend, die natürlich mit Neugierde und Sachkenntnis, im weiteren Verlauf der Dinge aber mit Schadenfreude und Geringschätzung diesen vergeblichen Anstrengungen zusahen.

Auch mich interessierte die Sache lebhaft, aber weniger die konkurrenzneidliche Schaustellung als das Benehmen der Herren Kriminalstudenten, von denen ich als sicher voraussetzte, daß sie sich diese Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu bereichern, nicht entgehen lassen würden. In der Tat bemerkte ich denn auch so manchen „alten Freund", der bereits unter meinen Fingern gewesen, und besonders einen berüchtigten „Schweren", der schon so manchen Geldschrank mit Erfolg „geknippt" und der im Verdacht stand, vor kurzem mit der Zertrümmerung des Geldschrankes einer großen Fabrik ein Meisterstück gemacht zu haben. Der Mann hatte, ebenso wie seine Genossen, mich bei meinem Eintritt vertraulich-respektvoll begrüßt, und ich bemerkte mit wachsendem Interesse, wie er bei dem dröhnenden Krachen der wuchtigen Hammerschläge und dem surrenden Geräusch des Zentrumbohrers, von dessen Einlagen eine große Anzahl unbrauchbar wurde, immer verächtlicher und finsterer dreinschaute.

Plötzlich wandte er sich an mich mit den halblaut geflüsterten Worten, daß beide Werkführer Stümper seien, daß ihre Werkzeuge nichts wert, und er die „ollen Kasten" in längstens zwei Stunden „kippen" würde: „aber propper", fügte er grinsend hinzu, womit er meinte: geräuschlos.

Nachdem ich mit dem einen Fabrikherrn, aber ohne das „Zivilverhältnis" meines Schützlings zu erwähnen, Rücksprache genommen, erteilte dieser mit einem mitleidigen Blick von oben herab jenem die

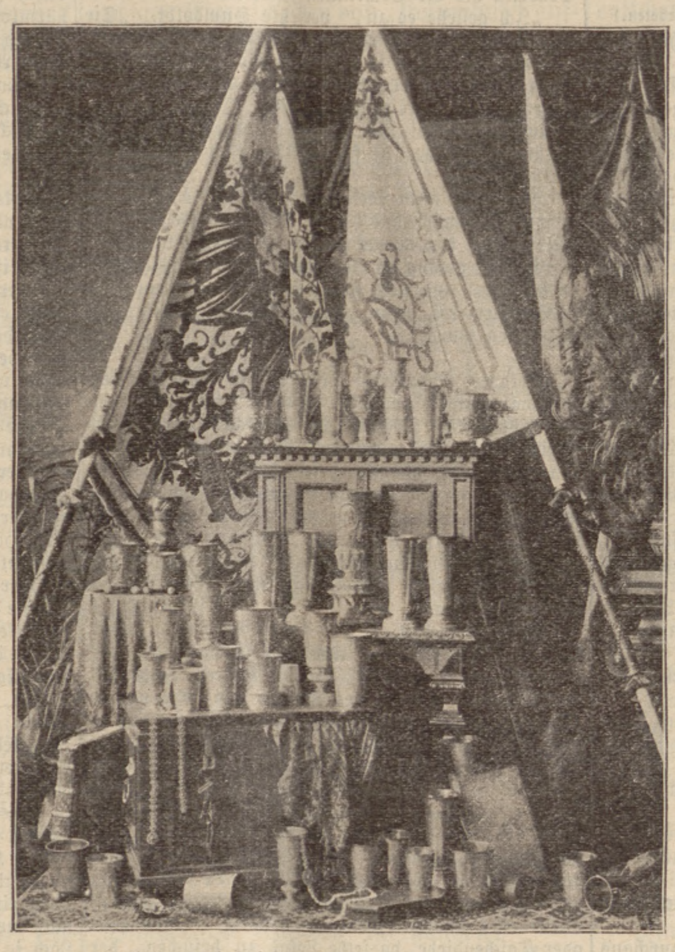
Erlaubnis zur Arbeit. Mit leuchtenden Augen nahm nun der Kerl aus der Innenseite seiner Stiefelschäfte je einen etwa fußlangen Einsatz zu einer Brustleier, nicht stärker als ein Bleistift, und mit einem dieser unscheinbaren Bohrer bohrte er binnen zwei Stunden, ohne Geräusch, jedenfalls ohne daß man es im Nebenzimmer hörte, wovon ich mich mit dem vor Staunen starr gewordenen Fabrikanten überzeugte, etwa vierzig dicht nebeneinander liegende, zu einem Kreise geformte Löcher in die Hinterwand des Tresors, setzte dann, weil er zu seinem Bedauern seinen eigenen Stechbeutel nicht bei sich habe, das „Plunderding" von Brecheisen des Werkführers ein, wickelte seine vierfach zusammengelegte Weste um das obere Ende des Stechbeutels — zwei dumpfe wuchtige Schläge mit dem schweren, an schwankem Stiel befestigten Hammer, und — die Öffnung war da; ich selbst fuhr mit dem Arm in den Tresor, und war beinahe stolz auf den alten Jungen!!

Verächtlich schaute der Künstler sich nach dem völlig fassungslosen Werkführer um, verächtlich maß er den Fabrikanten, der ihm für den wunderbaren Bohrer hundert Mark sofort bot, von oben bis unten, indem er lakonisch sagte: „Nich vor tausend Märker," dann reichte er mir resigniert die beiden Werkzeuge, die, hart wie ein Diamant, den Nickelstahlpanzer durchschnitten hatten, ohne selbst auch nur eine Scharte bekommen zu haben, und nahm von mir einen Taler an, da er „augenblicklich nicht bei Kasse sei, um anständig frühstücken zu können". Natürlich war dies nur eine „Falle", da er von seiner „Kippung" in der Fabrik her, der ich vorhin Erwähnung getan, sicher im Besitz reichlicher Mittel war. Ich nahm ihm aber die kostbaren Bohrer nicht ab, da ich die Überzeugung hatte, daß es nicht die einzigen in seinem Besitze seien, daß er wenigstens die gleichen sich sehr bald wieder verschaffen könne.

Ein anderer schwerer Verbrecher, der durch mich sechs Jahre Zuchthaus bekommen, und der mir gerade herausgesagt, daß er mich bei seiner Ergreifung nach wochenlanger Hatz „kalt gemacht" haben würde, wenn ich nicht schneller gewesen wäre als er, rettete mich, nachdem er seine Strafe verbüßt, eines Nachts, als ich in einen Hinterhalt gefallen war, mit eigener Lebensgefahr und dem Bewußtsein, sich selbst ans Messer zu liefern, da er wiederum auf verbrecherischem Wege wandelte, direkt vom Tode. Seine Ehre habe es nicht zugelassen, ruhig zuzuschauen, daß solch erbärmliches Gesindel — es waren „Leichenfledderer" — mich totschlüge wie einen tollen Hund; dies äußerte er mit so ruhiger Stimme, als ob er etwas Selbstverständliches getan, als ich ihm mit der linken Hand — den rechten Arm hatte man mir zerschlagen — bewegt die große Tatze drückte: „Sie haben mir ja ooch, Sie wissen doch, damals, menschlich behandelt!" In Wirklichkeit hatte ich ihn „damals" durch einen wohlgezielten glücklichen Faustschlag kampfunfähig gemacht, ihn mit Hilfe eines herbeigeeilten Nachtwächters geknebelt und nach der Wache geschafft, aber ihm dann auf meinem eigenen Bette alle nur mögliche Pflege angedeihen und ihn, bevor ich ihn einlieferte, durch meinen Hausarzt verbinden lassen. Allerdings hatte ich dem Richter bei der späteren Verhandlung verschwiegen — und dies ersparte dem Verbrecher mindestens zwei Jahre — daß er mit einem fußlangen Messer nach meiner Brust gestoßen — aber, so kalkulierte ich dabei, ich kämpfte für mein Amt, und er für seine Freiheit, also waren wir quitt! War es, so frage ich, etwa kein Ehrgefühl, das den hartgesottenen alten Sünder leitete, als er mir in Todesnot beisprang? [Th. Gandert.]

Zwei Königinnen in einem Bienenstock. — Auf der seinerzeit in Wien veranstalteten Bienenausstellung wurde eine Entdeckung gemacht, welche die bisherigen Ansichten hinsichtlich der Organisation, welche die Bienen bei ihrem Zusammenleben beobachten, wesentlich zu ändern geeignet ist.

Früher galt es als eine unbestreitbare Tatsache, daß jede Bienenfamilie nur einer Königin gehorche, und daß niemals eine Teilung der Herrschaft stattfinden könne. Diese Ansicht läßt sich nun nicht länger aufrecht halten, nachdem Professor Gatter von Simmering einen sehr wohl gedeihenden Bienenstock zur Ausstellung gebracht hat, dessen Bevölkerung von zwei Königinnen in Gemeinschaft regiert wurde und mit dieser Neuerung vollkommen einverstanden zu sein schien. Und was noch merkwürdiger ist — die beiden Herrscherinnen lebten aufs friedlichste zusammen und ohne sich im mindesten zu befeinden. Nicht allein waren keine Zeichen von Neid, Eifersucht oder irgendwelchen Versuchen zu verspüren, sich einer unliebsamen Nebenbuhlerschaft zu entledigen,



Der Hallorenschatz in der St. Moritzkirche zu Halle a. S.
Nach einer Photographie von C. Höpfner'Nachfolger (Fritz Möller) in Halle a. S.

sondern im Gegenteil, die beiden Königinnen schienen sogar eine wirkliche gegenseitige Neigung zu empfinden. Sie näherten sich einander von Zeit zu Zeit liebkosend und trennten sich dann ruhig und friedlich, von ihren ergebenen Untertanen gefolgt. [B. Fr.]

Eine Gautier-Reliquie. — Der berühmte französische Dichter Theophile Gautier kam erst wieder als greiser Mann in seine Vaterstadt Tarbes, die er schon als dreijähriges Kind verlassen und seitdem nicht wieder gesehen hatte. Gautier hörte während dieses Aufenthaltes zu seinem Erstaunen, daß man in Tarbes mit einer gewissen Pietät den Touristen, denen es etwa einfiel, die Stadt zu besuchen, im Gymnasium die Schulbank und den Schultisch zeigte, wo er gesessen hätte. Gautier beschloß, doch auch die wundersame Reliquie anzusehen. Er gab sich auch nicht durch die leisesten Andeutungen zu erkennen und erklärte dem Rektor, der ihn selbst führte, nur, er sei ein begeisterter Bewunderer der Werke Gautiers. Es interessierte Gautier nicht wenig, zum ersten Male in diesem Leben die Schulbank zu sehen, die doch mindestens jene hätte sein können, auf der er gesessen. Wie stieg aber sein Ergötzen, als der Rektor zu erzählen wußte, welch ein vorzüglicher, fleißiger Schüler der kleine Theophile, der jetzt so berühmte Dichter, gewesen sei. Schließlich zeigte man dem Bewunderer der Werke Gautiers auch noch die Stelle, an der er in den Schultisch mit einem Federmesser den Namen „Gautier" eingeschnitten hätte. Ein Philister — meinte Gautier später — hätte sich wahrscheinlich das Vergnügen gemacht, seinen Namen zu nennen. Er aber ging, wie er gekommen war, und vielleicht zeigt man noch heute in Tarbes die Schulbank und den Schultisch Theophile Gautiers. [C. T.]

Der Hallorenschatz in der St. Moritzkirche zu Halle a. S.

(Mit Bild.)

Die St. Moritzkirche in Halle a. S., die im zwölften Jahrhundert gegründet wurde, ist die Kirche der alten Salzwirkerbrüderschaft der Halloren, die bedeutende Privilegien besaß und auch heute noch das Vorrecht besitzt, bei jedem Thronwechsel in Preußen eine Abordnung an den neuen König zu senden und ihm zu huldigen. Dafür empfängt sie ein Geschenk, bestehend aus einem aufgezäumten Roß, einer Fahne und einem silbernen Becher. Der auf solche Weise zusammengekommene Silberschatz der Halloren wird nebst den Fahnen in einer Kapelle der St. Moritzkirche aufbewahrt und enthält manch seltenes und interessantes Stück.

Arithmogriph.

		1	2	3	4	5	6	2		
		7	2	8	9	**10**	2	6		
6	2	4	11	4	6	3	**12**	13	6	3
5	11	12						**13**	6	3
15	2	14						16	**6**	13
8	9	10						5	12	**3**
8	**9**	10						13	9	10
8	13	**10**						13	11	13
8	9	10	**17**	2	5	6	11	4	14	7
		2	18	**13**	6	4	2	12		
		8	2	14	**1**	5	2	6		

1. Ein Wüstenbewohner, 2. eine Stadt in Österreichisch-Schlesien, 3. eine britisch-nordamerikanische Insel, 4. ein Land in Europa, 5. eine Stadt in Italien, 6. eine alte Waffe, 7. ein geistreiches Spiel, 8. eine große Wüste, 9. eine Stadt in Unterfranken, 10. ein männlicher Vorname, 11. ein Land in Europa.

Nach richtiger Lösung ergeben die zwei schiefen fettgedruckten Reihen je einen deutschen Dichter.

Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 7:
Lieben und Singen läßt sich nicht zwingen.

Silben-Rätsel.

In der Silbe Eins wird wohl
Lang die Silbe Zwei gehalten,
Wenn es anzuschaffen gilt
Neuen Eins-Zwei statt des alten.

Eins-Zwei nimmt die Tochter mit,
Tritt sie ein ins Reich der Frauen;
Zwei-Eins ist in jeder Stadt
Als ihr Wichtigstes zu schauen.

Auflösung folgt in Nr. 9.

Logogriph.

Was Menschengeist und Menschenhand
Hervorbringt in der Stille,
Das schafft's mit a ins fernste Land
Und mehrt des Reichtums Fülle.

Als Meister ist's mit ä geehrt
Im Reich der Melodien;
Den, der es sucht, von Haß verzehrt,
Wird jeder Edle fliehen.

Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung der viersilbigen Scharade in Nr. 7:
Feierabend.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.